



### Mein Jahr als Sprachassistentin in Großbritannien

Mehrere Umstände führten zu der Entscheidung, im Ausland zu unterrichten. Nachdem sich die Pflichtschulen in Tirol nicht unbedingt um frischgebackene „Diplompädagoginnen“ reißen, erschien mir die Möglichkeit, als Fremdsprachenassistentin nach England zu gehen, als eine würdige Alternative. Sollte sich doch dadurch nicht nur der berufliche sondern auch der persönliche Horizont erweitern. Zweiteres ergäbe sich schon allein durch die Hinreise, nachdem ich mit meinen damals 24 Jahren noch nicht einmal in einem Flugzeug gesessen war. Die Tatsache, dass noch ein Studienkollege von mir nicht allzu weit weg von meinem „Standort“ in England dieselbe Tätigkeit verrichten würde, erleichterte natürlich die Wärmung „kalter Füße“.

Bereits im Mai meldete sich meine Betreuungslehrerin telefonisch bei mir, um mir meinen zukünftigen Arbeitsplatz anzubieten. Meine Stammschule würde die „Newlands Girls' School“ in Maidenhead (ca. 40 km westlich von London) sein, allerdings würde ich auch in Slough (eine 100.000-Menschen-Stadt, näher an London) an der „Herschel Grammar School“ unterrichten. Ich hatte weder eine wirkliche Vorstellung davon, was nun der Unterschied zwischen einer Mädchenschule und einem gemischten Gymnasium für mich bedeuten würde, noch davon, wie es in Maidenhead oder Slough aussehen würde. Aufregend!

Durch den Bericht meiner bundesdeutschen Vorgängerin erfuhr ich, dass in der Herschel Grammar School ein Anteil von 75 % „nicht-weißer“ Schülerinnen und Schülern eine Herausforderung darstellen würde. Gerade als Tirolerin ist man nicht unbedingt an „Multi-Kulti“ gewöhnt, und ich wusste nicht wirklich, ob ich mich darauf freuen sollte oder ob mich diese Situation schrecken muss. Ich entschloss mich für Ersteres und wurde auch schnell bestätigt. Mir war nie bewusst, wie toll es sein kann, so viele Kulturen in einer Klasse sitzen zu haben, ohne dass ein Kopftuch oder ein Turban ungewohnt wirkt.

Ende September 2004 starteten mein Kollege und ich im gleichen Flieger Richtung Großbritannien. Im Gepäck: allerlei Zeug, das sich später als nicht nutzbar erweisen würde, große Erwartungen und Reiseübelkeit. Letzteres wurde schnell überwunden und die Ernüchterung bezüglich der Erwartungen würde früher oder später folgen.

In der ersten Woche verbrachte ich viel Zeit damit, zu hospitieren, mir zumindest die Namen der SprachenlehrerInnen (immerhin zehn an der Zahl in der Mädchenschule) zu merken und mich im Schulhaus zu verlaufen, das weder mit architektonischer Schönheit noch mit Sauberkeit Eindruck machen konnte. Meine Betreuungslehrerin half mir bereitwillig, mich zu orientieren, allerdings schien sie im Umgang mit Sprachassistentinnen schon sehr routiniert



zu sein, und sie dürfte einmal beschlossen haben, Sprachassistentinnen wären einer Kollegin nicht gleichzusetzen. Das kann allerdings auch mit dem Hierarchie-Verständnis im britischen Schulwesen zu tun haben, was einer genaueren Beschreibung und Erklärung bedarf:

Das „Oberhaupt“ einer englischen Schule ist der/die Direktor/in, welche/r von „AssistentInnen“ unterstützt wird. Diese AssistentInnen sind für die Stundeneinteilung, Angelegenheiten der LehrerInnen und für allerlei Organisatorisches zuständig. Eine englische Schule der Sekundarstufe ist für gewöhnlich in „departments“ eingeteilt (Sprachen, Kunst, Wissenschaft, ...), welche natürlich wieder mit AbteilungsleiterInnen, GruppenleiterInnen und „gewöhnlichen“ LehrerInnen besetzt sind. Im „modern foreign language (MFL) department“ der Mädchenschule sah das dann so aus, dass meine Betreuungslehrerin Abteilungsleiterin (head of department) und auch Gruppenleiterin für Deutsch war, während eine andere Kollegin für die Fachgruppe Französisch verantwortlich zeichnete. Der Rest der Lehrer und Lehrerinnen bekleidet sonstige „Ämter“ (Klassenvorstände, GruppenleiterInnen aller Klassenvorstände der 7., 8., ... Klassen). Man kann sich immer wieder für ein höheres Amt bewerben. Je höher man in England allerdings als LehrerIn in der Karriereleiter steigt, desto weniger unterrichtet man und desto mehr hat man mit Papierkram zu tun. Ganz nach dem Motto: Mehr Kompetenz heißt weniger Praxis ... hm ... das gibt mir schon zu denken. Sogar nachdem ich das ganze System jetzt acht Monate hautnah miterlebt habe, kommt es mir noch immer so fremd vor, so dass es schwierig ist, es zu beschreiben, trotzdem hilft der „Durchblick“ schon weiter!

Der Unterrichtstag beginnt für die SchülerInnen um ca. 9.00 Uhr und endet um ca. 15.30 Uhr (das ist von Schule zu Schule verschieden). Im Allgemeinen dauert eine Unterrichtsstunde 60 Minuten, und neben einer längeren Pause am Vormittag gibt es auch eine fast einstündige Mittagspause, in der die Kantine der Schule Mahlzeiten (nicht unbedingt die gesündeste Nahrung) anbietet. Damit besuchen alle britischen Kinder vom 5. bis zum 16. Lebensjahr eine Ganztagschule.

Als zweite Sprachassistentin wurde eine Französin angestellt, die auch an den Schulen in Maidenhead und Slough unterrichtete. Wir wechselten uns immer ab, so ergab sich ein 14-Tage-Rhythmus. Die Schülerinnen in Maidenhead hatten überhaupt Stundenpläne für „Woche 1“ und „Woche 2“ und somit nur alle 14 Tage Deutsch. In Slough hatten sie jede Woche den gleichen Stundenplan aber jeweils eine andere Assistentin. Die daraus entstehenden Erinnerungslücken kann man sich wohl vorstellen. Grundsätzlich arbeitete ich immer mit einzelnen oder mit Kleingruppen von bis zu acht Schülerinnen und Schülern



zusammen. In beiden Schulen wurde mir ein Raum zur Verfügung gestellt. Während die ganze Klasse Deutsch hatte, kamen so Gruppen für je 10–15 Minuten zu mir, um Gelerntes (vor allem Konversation) zu wiederholen. Dies gilt für alle bis zum GCSE (eine Art Abschlussprüfung für die Pflichtschule – in der 11. Schulstufe), wer danach noch Deutsch für das A-level (mit der Matura zu vergleichen) wählt, erhält weitere zwei Jahre Schulbildung und hat auch Einzelstunden in Deutsch. Vor allem in Slough gab mir die dortige Betreuungslehrerin aber die Möglichkeit, auch ganze Klassen zu unterrichten. Daraus resultierte, dass ich um einiges mehr Kontakt zu den Schülerinnen und Schülern schaffen konnte und wir sehr viel effektiver arbeiteten konnten.

Es ist nicht leicht, persönlichen Kontakt zu Schülern und Schülerinnen aufzubauen, wenn man sie nur alle zwei Wochen sieht; sind Ferien dazwischen kann es schon auch vorkommen, dass man sich nur einmal im Monat trifft. Weiters hatte ich in der Mädchenschule nicht viele Möglichkeiten, ein sinnvolles Konzept auszuarbeiten, das den Deutschlernenden die Möglichkeit gegeben hätte, einen Lernfortschritt zu erkennen. Dadurch, dass Lernen an sich in England scheinbar nur auf gute Endprüfungsergebnisse abzielt, hat vernetztes, selbstständiges Denken nicht viel Platz in den Köpfen der Lehrenden und Lernenden. Ich will nicht alle in einen Topf werfen und habe – vor allem bei den A-level Studentinnen und Studenten (und ebenso in der Grammar School Slough) – sehr wohl auch das Gegenteil beobachten können. Dennoch kommt das Hierarchiedenken nicht von Ungefähr, und jegliche Form von Einteilung, Abstufung und Selektion hat offensichtlich einen großen Stellenwert in der britischen Gesellschaft. So wird jede noch so kleine schulische Leistung in „levels“ eingestuft, die wirklich nur von kleinsten Kleinigkeiten abhängen und mit „Freude an der Sprache und am Sprechen“ rein gar nichts mehr zu tun haben.

Leider wurde das Schulbuch als einziger Lehrbehelf verwendet und sollte somit auch als Unterlage für meine Konversationsübungen dienen. Zu erwähnen ist hier, dass in jenem Schulbuch Österreich oder auch die Schweiz so gut wie völlig ignoriert werden. Wer wundert sich also, dass immer wieder gefragt wurde, welcher Teil Deutschlands Österreich nun genau wäre? Also sah ich mich das ganze Jahr über als Botschafterin der österreichischen Kultur: Vom Volkstanz bis zum Apfelstrudel wurde nichts ausgelassen. Die kulinarische Methode verfehlte dann natürlich nicht ihre Wirkung und bis zum Ende der acht Monate wurde Österreich als eigenständiger Staat wahrgenommen.

Leider konnte ich dies bei meiner Betreuungslehrerin der Mädchenschule nicht erreichen. Sie erzählte mir an meinem letzten Arbeitstag verzückt, dass der nächstjährige Sprachassistent wieder ein „native speaker“ wäre (weil aus Deutschland).



Die Anforderung an mich als Sprachassistentin war, Phrasen und ganze Sätze zu wiederholen. „Wo wohnst du?“ konnten die Deutschlernenden im besten Fall mit „Ich wohne in Maidenhead.“ beantworten, die Frage (die einem „Nicht-native speaker“ schon einmal herausrutschen kann) „Wo lebst du?“ konnte so gut wie niemand erwidern. Schließlich haben sie Zweiteres nicht auswendig gelernt und Vokabel alleine werden nicht verinnerlicht. Grammatik hat nicht einmal im Unterricht der Muttersprache Platz – wie sollten meine Schülerinnen und Schüler dann auch noch in der Fremdsprache ein Verb von einem Nomen unterscheiden können?

Schon nach Weihnachten wurde auf die Schlussprüfungen im Mai hingearbeitet. Nachdem die Benotung so objektiv wie möglich sein soll, werden wichtige Prüfungsergebnisse (schriftlich wie mündlich) an ausgewählte Lehrerinnen und Lehrer (oder auch an eine Kommission) geschickt, die weder die Prüflinge noch die Unterrichtenden kennen – diese benoten dann die Ergebnisse. Auch die Prüfungsfragen an sich werden von einer unabhängigen Stelle ausgearbeitet. Das scheint in der Theorie zwar gerecht zu sein, in der Praxis sieht das aber in Deutsch zum Beispiel folgendermaßen aus: Die Schülerinnen und Schüler schreiben einen Text (etwa: „Mein letzter Urlaub“) – der wird von der Lehrerin/dem Lehrer so oft korrigiert, bis kein Fehler mehr darin ist; auch Fragen und Antworten werden gemeinsam ausgearbeitet. Die Schülerinnen und Schüler lernen alles auswendig und sagen es bei der Prüfung auf – der Mitschnitt wird dann eben verschickt ... hm ... auch das gibt zu denken, oder? Mir drängte sich dann immer wieder der Gedanke an Ideen zu Standardtests in Österreich auf und wohin das eigentlich führt. England hat in der PISA-Studie sicher sehr gut abgeschnitten ...

Dadurch, dass ich nur zwölf Stunden in der Woche angestellt war und jeden Freitag frei hatte, ergab sich natürlich die Möglichkeit, viel zu sehen und die sozialen Kontakte außerhalb der Schule zu pflegen, und das habe ich auch fleißig gemacht. Die von der Stammschule angebotene Unterkunft erwies sich sehr bald als viel zu teuer und auch zu abgelegen, darum zog ich nach einem Monat ins Zentrum von Maidenhead zu einer Lehrerin der Herschel Grammar School, die bereits die französische Sprachassistentin als Untermieterin aufgenommen hatte. Da wurden mir die wirklichen Vorzüge eines Auslandsjahres bewusst! Interkulturelle Kontakte knüpfen, England und seine BewohnerInnen wirklich kennen lernen und die finanziellen Mittel für kleinere Reisen haben! Nachdem ich sowohl einen Chor in der Nachbarstadt gefunden hatte und bei einem Salsa-Tanzkurs andere Nationalitäten kennen gelernt hatte, war meine Freizeit schnell verplant.



Auch die gute Organisation des „SprachassistentInnen-Netzwerkes“ kam mir sehr zu Gute und es gab immer wieder Treffen mit anderen FremdsprachenassistentInnen von überall her, die wiederum FreundInnen mitnahmen und so vermehrten sich die sozialen Kontakte sehr schnell. Man tauschte Informationen über Behördengänge aus und half sich gegenseitig mit sonstigen „Tricks“, die man alleine vielleicht nicht herausgefunden hätte.

Auch manche Lehrerinnen bemühten sich sehr, uns SprachassistentInnen in ein außerschulisches Leben einzubinden, als Gegenleistung organisierte ich dann wieder einen „Tiroler Abend“ (mit zünftiger Musik, Tanzschritten und Hausmannskost), der alle meine Bekanntschaften zu einer sehr großen Runde zusammenführte und an dem ich das erste Mal verblüfft feststellte, wie viele Leute ich eigentlich in diesen wenigen Monaten schon kennen gelernt hatte!

Das ganze Konzept der Sprachassistentenz ist für mich voll aufgegangen: Es geht nicht nur darum, Lehrerfahrung zu sammeln, sondern vielmehr um einen interaktiven Kulturaustausch und der hat mit Sicherheit stattgefunden! Ich konnte nicht nur die britische Kultur erleben, sondern auch Religionen und Kulturen des Fernen Ostens. Umgekehrt wurde es mir von den Schülerinnen und Schülern nicht schwer gemacht, Österreich nach England zu bringen – zumindest verschmähte keiner den Apfelstrudel! Wer sagt da noch was gegen Stereotype?

*Margreth, Maidenhead, 2004/05*